

most readable and the remarkable richness of detail bears testimony to the Tallinn archive's wealth and the author's meticulousness alike.

While this book clearly does a great service in appealing to a broader Estonian audience, it, alas, systematically neglects the interests of readers outside the borders of Estonia. There is no summary in a more widely read language which is a great shame, given the obvious opportunities that this work provides for comparative research. Therefore, it would be most welcome, if more of Põltsam's scholarship would soon be made available to non-Estonian readers as well. The relative absence of comparison is, in fact, a weakness of this study, albeit a quite understandable one, given the limitations of literature and the exclusive satisfaction of the needs of Estonian readers. Similarly, the near-total absence of footnotes frustrates the scholarly audience wishing to pursue the subject further. For a more accessible version, especially foreign scholars should turn to the annotated 1999 publication which has brief summaries in English and German.

Harvard

Jarmo T. Kotilaine

Toomas Karjahärm, Väino Sirk: Vaim ja võim. Eesti haritlaskond 1917-1940. [Geist und Macht. Die estnische Intelligenz 1917-1940.] Verlag Argo. Tallinn 2001. 514 S., Tab., engl. Zussf.

Dieses Buch stellt die Fortsetzung einer 1997 erschienenen Arbeit dar, in der dieselben Autoren die Entstehung und Entwicklung der estnischen Intelligenz bis zum Jahre 1917 untersucht haben.¹ Wie schon der erste Band geht auch das hier anzuzeigende Werk von einem breiten Verständnis von „Intelligenz“ aus: Nicht nur die geistige Elite des Landes wird behandelt, sondern auch technische und medizinische Spezialisten, kurz: eine allgemein gebildete Schicht, vorzüglich mit Hochschulbildung. Dies gilt in erster Linie für den ersten Teil, für den Väino Sirk verantwortlich zeichnet. Er untersucht die Herausbildung der Intelligenz von einem quantitativen, statistischen Standpunkt aus, so daß ein enzyklopädischer Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Gruppen entsteht: Studenten, Pädagogen, Geistliche, Mediziner, Juristen, Beamte, Offiziere, technische und mit der Landwirtschaft verbundene Ingenieursberufe sowie Wissenschaftler und Künstler. Tatsächlich war die Ausgangsbasis für Estland am Beginn der Unabhängigkeitszeit aus der Perspektive des zerfallenen Russischen Reichs beneidenswert: 87,3% der Bevölkerung (1922) konnten lesen und schreiben. Selbst im abgelegenen Südosten des Landes (Petserimaa) war nur ein knappes Fünftel Analphabeten; in den Städten lag die Quote der Lesenden und Schreibfähigen im Schnitt bei deutlich über 90%, so daß S. die Alphabetisierungsrate von Narva (87,6%) schon als problematisch bezeichnet (S. 19).

Der junge Staat hatte einen erhöhten Bedarf an loyalen Spezialisten. Daher war es zwingend, jedem Bürger die Möglichkeit einer guten Ausbildung zu bieten, weshalb 1919 die (vierjährige) Schulpflicht eingeführt und in den 1920er Jahren ein vom Staat finanziertes Schulsystem aufgebaut wurde. Nationales Ausbildungszentrum blieb Tartu, dessen Universität, die 1632 bzw. 1802 gegründete Universität Dorpat, zügig in eine estnische Institution umgestaltet wurde. Während zu Beginn der 1920er Jahre noch allein 40% des Lehrkörpers deutscher Herkunft waren und zudem noch Finnen, Schweden und Russen unterrichteten, waren am Ende der 1930er Jahre 80% der Professoren estnischer Herkunft. Esten stellten durchweg zwischen 80% und 90% der Studenten, wie es ihrem Anteil an der Bevölkerung entsprach. Ethnisch motivierte Zugangsbeschränkungen zur Hochschulbildung oder zu bestimmten Berufen hat es in der Zwischenkriegszeit nicht gegeben. Das Bildungsangebot wurde von Beginn an erweitert: Durch die Gründung einer Technischen Schule in Tallinn, aus der 1936 ein Institut und 1938 eine Universität wurde, gab es die

¹ TOOMAS KARJAHÄRM, VÄINO SIRK: Eesti haritlaskonna kujunemine ja idee 1850-1917 [Entstehung und Ideen der estnischen Intelligenz], Tallinn 1997.

Möglichkeit, auch höhere technische Bildung im Lande selbst zu erhalten. Damit gelang es Estland innerhalb der knappen zwei Jahrzehnte seiner unabhängigen Existenz, ein estnischsprachiges Bildungswesen zu etablieren und den Anteil der Personen mit Hochschulbildung (auch von Frauen) an der Bevölkerung zu verdoppeln. Genau dieser Prozeß steht im Mittelpunkt von S.s Darstellung; die Qualität der Ausbildung oder die Veränderung von Inhalten etwa in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre bleiben außerhalb der Betrachtung.

Toomas Karjahärm beschäftigt sich demgegenüber mit den politischen Ideen einer gesellschaftlich aktiven Elite, mit dem Verhältnis zwischen „Macht“ und „Geist“, um den Buchtitel zu zitieren. Grundsätzlich stellt er fest, daß die Bedeutung und das soziale Prestige der Intellektuellen schon allein deswegen sanken, weil es keine Seltenheit mehr war, wenn das Kind eines Bauern nun plötzlich studierte. Nunmehr war allerdings auch die „Überproduktion“ von Gebildeten ein Problem, Arbeitslosigkeit Realität. Vor dem Hintergrund der Erfahrung zu Beginn des 19. Jh.s, als die Begriffe „Macht“ und „Geist“ im Russischen Reich diametral auseinanderklafften, sich gar als Antipoden unvereinbar gegenüberstanden, galt die Anteilnahme des „Geistes“, d.h. vor allem der älteren Generation, zunächst einmal dem Aufbau der Republik. Die Entfremdung der jüngeren Generation vom Staat, der keineswegs Anstalten machte, sich zu einem „Staat des Geistes“ zu entwickeln, wie es der Utopie vieler Intellektueller zu Beginn der 1920er Jahre entsprochen hatte, führte jedoch zu einer politischen Radikalisierung der Enttäuschten, die nicht selten in die Reihen der radikalen rechtspopulistischen Freiheitskämpfer-Organisation führte. Hier finden sich Parallelen zur jüngeren Generation der Deutschbalten, die einmal näher untersucht werden müßten. „Krise“ war das Wort der Zeit, und mit einer „Ideologie der Krise“, wie es K. pointiert nennt, begann die Phase des autoritären Regimes von Konstantin Päts, die sogenannte „Zeit des Schweigens“.

Allzu wörtlich darf diese Metapher dabei nicht genommen werden, zumindest nicht im Vergleich zu anderen europäischen Diktaturen in Ost und West. Denn obwohl durch eine konsequente Umstrukturierung der Gesellschaft nach korporatistischen, paternalistischen Prinzipien, durch ideologische Kontrolle und Zensur die Demokratie verstummte, erstarb das politische Leben nicht gänzlich. Trotz des Verbots der Parteien blieben deren unterschiedliche Auffassungen weiterhin Teil des inoffiziellen Diskurses. „Geist“ und „Macht“ standen wieder einmal in Opposition zueinander.

K.s. lesenswerte Darstellung wird ergänzt durch die nähere Auseinandersetzung mit einigen Vertretern der Bildungselite (H. Kruus, J. Aavik, I. und J. Tõnisson, P. Tarvel, E. Laaman, H. Moora) und einem Überblick über die in der Zwischenkriegszeit in Estland entwickelten regionalen Identitätsvorstellungen einschließlich der in diesen dominierenden geopolitischen Selbstdefinitionen. Sie bildet daher eine nah an den Quellen erarbeitete, willkommene Grundlage für eine umfassendere Geschichte des ersten estnischen Staates.

Narva

Karsten Brüggemann

Marek Słoń: Die Spitäler Breslaus im Mittelalter. Ins Deutsche übertragen von Waldemar Könighaus. Verlag Neriton. Warszawa 2001. 346 S., 6 Abb., Ktn.

Wenn eine Dissertation über die Spitäler des mittelalterlichen Breslau nur ein Jahr nach dem Erscheinen der polnischen Fassung (Marek Słoń: Szpitale średniowiecznego Wrocławia, Warszawa 2000) auch in deutscher Übersetzung vorgelegt wird, darf man wohl ein Werk erwarten, dessen Bedeutung über den lokalen oder auch territorialen Bezugsrahmen hinausgeht. Und in der Tat erfüllt nach Meinung des Rezensenten die Doktorarbeit von Marek Słoń, 1999 am Tadeusz-Manteuffel-Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau verteidigt und mit Unterstützung von Seiten des Gerhard-Möbus-Instituts für Schlesienforschung an der Universität Würzburg publiziert, diese Erwartung. Nicht nur daß der Autor sein Thema überzeugend in die ungeheuer komplexe Problematik des Spitalwesens im mittelalterlichen Europa einbettet, es gelingt ihm auch, am Fallbeispiel der unterschiedlichen Breslauer Spitäler typische Strukturen und